

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Ruhe; auch hielt ihn noch etwas anders in seinem Dorfe fest, deswogen lehnte er den Antrag des Grafen ab. Dieser wollte seine Dankbarkeit auf jede Weise zeigen, und fand endlich den Ausweg, daß er ein schönes Bauerngut kaufte, und es Friedrichen als Eigenthum übergab.

Friedrich war nun ganz glücklich, denn höher als auf ein Bauerngut stiegen seine Wünsche nicht. Dieser Besitz setzte ihn nun in Stand, um die Hand der schönen Tochter des reichen Schulzen zu werben, auf die er, obwohl sie einander im Stillen liebten, in seinen frühern etwas dürftigen Umständen keinen Anspruch hätte machen dürfen.

Hülfe in großer Noth.

In der verhängnißvollen Nacht vom 14ten auf den 15ten Januar lebhin stieg das Wasser der Werra plötzlich so hoch, daß, als der Müller von Fr. am Morgen erwachte, das Haus mitten in einem großen See stand. Furchtbar tobten die Wellen gegen das Haus, aber es stand sicher auf festem Grund, und ruhig schauten der Müller und seine Ehefrau, abgeschnitten von der ganzen Welt, hinaus in die Fluthen. Sie hatten Lebensmittel auf lange Zeit hinaus, und den Schornstein voll Speck und Schinken; aber als das Wasser immer sich nicht verließ, bemerkte der Müller mit Entsetzen, daß der Schnupftabak-Vorrath sich zu Ende neige. Nur wer ein sühlendes Herz unter einer an den Genuß dieses erquicklichen Pulvers gewohnten Nase trägt, ermüßt den ganzen Anfsang der Noth des Ehepaars. Mit jeder Priese steigt die Angst, und, leider! nie wird man mehr zum Schnupfen gereizt, als wenn's an Tabak gebricht. Vergebens blickt bald der Mann, bald die Frau nach dem festen Land; da stoßet kein Nachen vom sichern Strand, der ihn bringe hinüber zum glücklichen Land, und nur in dem Winkel der Sonntagdose sind noch einige trockne Körner. Plötzlich dringt das Geschrei einer alten Gans dem bekümmerten Ehepaar in die Ohren, und wie ein Blitzstrahl durch die Nacht fährt dem halb klemmüthig gewordenen Müller ein leuchtender Gedanke durch den Sinn, und feuert ihn zu neuer Thätigkeit an. Schnell wird das Thier mit Geld und einem Zettel beladen, und hinaus getrieben in das tobende Meer. Hochgehimnte Menschen am Ufer nehmen ihm die Sendung ab, fliegen zum Krämer, und ehe fünfzehn Minuten ver-

gehen, schwimmt, hochbepackt mit ächten Holzländern, unter lautem Zurufen der am Ufer versammelten Menge, das edle Thier, wahrer Nachkommling der Netterinnen des Kapitols, der Mühle zu, mit stolzer, gerührter Miene, als müßte es, welchem hohen Zweck es sich jetzt hingebte. Die Feder ist zu schwach, um das Entzücken des gereteten Ehepaars zu schildern; ihm war aus großer Noth geholfen, und mit Gelassenheit konnte es nun den Abfluß der Gewässer abwarten.

Zwei Eheleute geriethen in Hader, und die Erbitterung wurde so heftig, daß sie übereins kamen, sich von Tisch und Bett scheiden zu lassen. Es waren drei Kinder vorhanden, die sollten unter ihnen getheilt werden. Keines der beiden Scheidungslustigen wollte dem andern das dritte überlassen; und bald wäre auf Verlosung angetragen worden, hätte nicht eine alte Lante den klugen Einfall gehabt, und den Zankenden gerathen nach Haus zu gehen und das vierte Kind abzuwarten, wo dann die Theilung in gleichen Partien keine Schwierigkeit mehr haben würde. Das leuchtete dem Ehepaar ein, sie versöhnten sich; das vierte Kind erfolgte wirklich, an eine Scheidung wird nicht mehr gedacht.

Von dem Schorffian der Indianer im Westen der nordamerikanischen Staaten, mag folgende Anekdote einen Begriff geben: Ein Indianer entdeckte bei der Zurückkunft in seine Hütte, daß ihm sein Wildpret, das er zum Trocknen aufgehängt hatte, während seiner Abwesenheit gestohlen worden war. Nachdem er sich in der Hütte scharf umgesehen hatte, machte er sich an die Verfolgung des Diebes, indem er seinen Fußstapfen nachging. Bald begegnete er einigen Personen, die er fragte, ob sie nicht einen kleinen weißen alten Mann mit einer kurzen Flinte gesehen hätten, der einen Hund mit einem Stumpfschwanz bei sich haben müsse. Man antwortete ihm: ja! und da er behauptete, dieser Mensch müsse ihm sein Wildpret gestohlen haben, so fragte man ihn, wie er denn einen Menschen, den er nicht gesehen habe, so genau beschreiben könne. Der Indianer antwortete: Ich weiß, daß der Dieb klein ist, weil er ein paar Seime zusammengetragen hat, um das Wildpret zu erreichen, das ein Mann von gewöhnlicher Größe ohne diese Hülfe hätte langen können; daß er alt ist, weil er kleine Schritte auf dem Sand machte, und daß er

ein Weißer ist, weil beim Gehen seine Füße nach außen gerichtet sind, was wir Indianer nie thun. Daß seine Finte kurz ist, habe ich an dem Eindruck gesehen, den ihr Lauf an dem Baum gemacht hat, an den sie angelehnt war; endlich daß sein Hund einen Stumpfschwanz hat, aus der Spur desselben in dem Staub, in den er sich gesetzt hatte, während sein Herr das Wildpret stahl.

Der Brautwerber.

(Von Christian Dorn).

Ach hilf mir Gott in allen Nöthen!
Ein Weibchen nehmen? — Ei, ei, ei!
Die Mutter will's; die hat gut reden,
Das ist kein Spaß, bei meiner Treu!

Zwar sie hat Recht, ich muß gestehen,
Die Frau wird älter jeden Tag,
Die Wirthschaft muß zu Grunde gehen,
Sie kann nicht mehr, wenn sie auch mag.

Sie hat mir treulich Haus gehalten,
Das sorgewolle Mütterlein;
Ja, ja, ich muß der guten Alten
Ein Ruhestündchen wohl verleihn.

Auch könnt' mir's gehn wie unsrem Küster,
Der hat gewählt und hat gegrollt.
Bis dann den alten, garst'gen Küster
Am Ende keine mehr gewollt.

Ich bin jezt zwei und dreißig Jahre. —
Gerade noch die rechte Frist,
Ein Paar so kleine, junge Waare
Zu zieh'n, wenn's Gottes Wille ist.

Ja, ja, ich muß mich schon bequemem,
Ich seh' es klar und deutlich ein,
Ich muß mir schon ein Weibchen nehmen,
Und nächstens will ich eines frei'n.

Doch aber — aber — ja bei'm Teufel,
Wo nehm' ich denn ein Weibchen her? —
Ich wußt es schon, mir blieb kein Zweifel,
Wenn dieses Aber nur nicht wär'.

Ich mag es so und so beginnen,
Es ist halt immer einerlei;
Ich mag mich hin und her besinnen,
Ein Aber ist halt stets dabei.

Des Nachbars Grete könnt' ich brauchen,
Das Mädchen ist recht nett und schön,
Macht aber so verliebte Augen,
Daß mir die Haar' zu Berge stehn.

Und jeden Burschen muß sie grüßen,
So freundlich und so wunderbar,
Daß alle Leute glauben müssen
Ein jeder wär' ihr Brautigam.

Beim Tanze wählt sie nur den Schreiber
Und unsern Jägerburschen, ei,
Als ob der Jäger und der Schreiber
Mehr als ein andrer Bursche sey.

Nein, nein, die müßt' ich nur hüten,
Wie Better Hanns sein Weib bewacht;
Das Tanzen müßt' ich ihr verbieten,
Dann würd' ich üb'rall ausgelacht.

Dann gäb' es nichts als Zank und Schläge
Vom Frühstück bis zum Abendbrod,
Bis ich am Krankenbette läge,
In einem Jahre wär' ich todt.

Nein, solche Wirthschaft, Gott behüte,
Da wär' ich bald zu Grund' gericht',
Da wär' ich bald des Lebens müde:
Nein, nein, die Grete nehm' ich nicht.

Pauls Liese, die hat Geld die Menge,
Und ist gewiß nicht häßlich, nein;
Was aber nützt mich das Gepränge?
Sie ist das einz'ge Töchterlein;

Sie ist verhättschelt, ist verzoget,
Und scheut die Arbeit gar zu sehr.
Da wär' ich weiter nicht betrogen,
Der wird ja jede Müh' zu schwer.

Die bleibt im Bette, pflichtvergeffen,
Wenn hoch die Sonn' am Himmel steht,
Und nie bekommt die Ruhe zu fressen,
Wenn nicht die Mutter selber geht.

Sie sitzt den ganzen Tag am Mädchen,
Sie spinnt recht schön, das ist bekannt,
Doch thut sie's nur, das eitle Mädchen,
Bloß wegen ihrer schönen Hand.

Soll sie nur grasen, soll sie dreschen,
Gleich hat sie Schmerz in Arm und Bein,
Und muß sie gar Kartoffeln wäschen,
So soll das Wasser warm erst seyn.

Vor solcher Wirthschaft, Gott behüte,
Da wär' ich bald zu Grund' gericht',
Da wär' ich bald des Lebens müde;
Nein, nein, die Liese nehm' ich nicht.

Die Kicke schlampt durch alle Gassen,
Die Klöße kochen ganz zu Brei,
Ihr Alles eins, sie laun's nicht lassen,
Da ist es aus, da ist's vorbei.

Selbst in der Kirche, bei der Leiche,
Und wo man sonst nicht plaudern soll,
Da müßt' ich immer sagen: schweige!
Und da — da würd' ich teufelstoll.

Nein, solche Wirthschaft, Gott behüte,
Da wär' ich bald zu Grund gericht,
Da wär' ich bald des Lebens müde;
Nein, nein, die Nicke nehm' ich nicht.

Da ist nun Frixens Anne freilich
Das Gegentheil; heut war ich dort,
Die aber, das ist gar abscheulich,
Die redet wieder gar kein Wort.

Da konnte mir's wahrhaftig gehen,
Wie unfrem Peter; welch ein Graus!
Der blieb einmal am Thore stehen,
Und sprach: poß Bist, ich muß nach Haus,

Mein Weib hat Wasser heimgetragen,
Den großen schweren Zuber voll,
Und ich vergaß es, ihr zu sagen,
Daß sie's vom Kopfe nehmen soll.

So ging es mir, wie diesem Manne,
Da will ich gleich des Teufels seyn;
Denn faul und tölpisch ist die Anne,
Und solche Dirne sollt' ich frein?

Nein, solche Wirthschaft, Gott behüte,
Da wär' ich bald zu Grund gericht;
Da wär' ich bald des Lebens müde;
Nein, nein, die Anne nehm' ich nicht.

Nach Peters Hannchen würd' ich langen,
Denn die ist fleißig, brav und gut;
Hat aber einmal sich vergangen,
Und das benimmt mir allen Muth.

Man würde höhnen mich und spotten,
Da schlug' ich denn mit Fäusten drein;
Sie würden sich zusammenrotten,
Da gab' es wieder Schlägerei'n.

Nein, solche Wirthschaft, Gott behüte,
Da wär' ich bald zu Grund gericht,
Da wär' ich bald des Lebens müde;
Nein, nein, das Hannchen nehm' ich nicht.

Man will mir Steffens Wittwe freien,
Doch, Leutchen, seht, das mag ich nicht.
Soll ich denn fremde Federn leihen?
Da wär' ich wohl ein rechter Wicht.

Ich will mir selbst ein Weibchen nehmen,
Denn das geziemt dem braven Mann.
Ich kann, ja wohl, ich kann auch fehlen,
Dann aber hab' doch ich's gethan.

Wo aber find' ich, die ich meine,
Die gute auserles'ne Frau?
Denn wißt, ich hätte gern so eine
Säomne,
Zeiche,
Zunge,
Schöwe,
Schrillliche,
Säusliche,
Schrbare.

Die möcht' ich mir zum Weibchen wählen,
Wo aber nehm' ich solche her?
Auch dürften reich und schön noch fehlen,
Wenn's and're nur beisammen wär. —

In unserm Städtchen, ich muß sagen,
Find' ich die Auserles'ne schwer.
Seit unsre Mädchen Locken tragen,
Ist gar kein Steru, der leuchtet mehr.

Die gestickte Nadel.

In Lothringen, nicht weit von S. . ., hatte eine Näherin das Unglück, daß ihr ihre Näh-
nadel, mit der sie schon Jahrelang arbeitete,
zerbrach, worüber sie sich gar sehr bekümmerte.
Wo finde ich, jammerte sie mit Thränen in
den Augen, wieder eine so gute Nadel? End-
lich fiel ihr ein daß in der Nachbarschaft ein
geschickter Hufschmid wohne, der die zerbro-
chenen Radschienen gar künstlich wieder ganz
zu machen verstand: Ei, dachte sie, der könnte
mir ja meine Nadel wohl auch wieder ganz
machen: wer das größere kann, der kann um
so mehr das kleinere vollbringen. Gar so viel
kann doch diese Ausbesserung nicht kosten. Halb
geiröset, eilt sie in's nachbarliche Dorf, wo der
berühmte Schmid wohnt, legt ihm ihr Anliegen
vor, und händigt ihm die Stücke der gebro-
chenen Nadel ein. Du liebe Einfalt! dachte der
Schmid und lachte in den Bart. Er hatte,
als er noch Geselle zu Strassburg war, der
Nähermädchen viele kennen gelernt auf dem
grünen Berg und andern Tanzplätzen: das
waren aber gar verschmizte Dinger, eine solche
war ihm noch nie vorgekommen. Er tröstete sie
bestens, und versprach ihr, in acht Tagen
wollte er ihr die Nadel wieder herstellen, daß
man ihr's gar nicht ansehen sollte. Mittlerweile
kaufte der Schmid für einen Sou fünf Na-
deln, gerade von der Größe der zerbrochenen,
behielt deren vier für sich, die fünfte hob er
für die Näherin auf. Schon am sechsten Tage

kam diese, nach ihrer Nadel zu fragen, ob sie noch nicht fertig sey. Da ist sie, antwortete der Schmid; sie wird damit zufrieden seyn; ich habe mir aber auch Mühe gegeben, um sie so in Stand zu bringen. — „Das ist wahr, erwiderte das Mädchen, man sieht gar nicht mehr

wo sie gebrochen war; er ist ein geschickter Mann, das muß man ihm nachsagen.“ Mit Freuden zahlte sie den Lohnerlohn mit 6 Sous, und eilte mit frohem Muthe nach Hause an ihre Arbeit.

Wiederholung

aus den frühern Jahrgängen des Straßburger hinkenden Boten.

Der Agana.

(Jahrgang 1808.)

So nennet man einen sehr schönen Vogel, der in dem heißen Himmelsstrich von Amerika zu Hause ist, sich in großen Wäldern gemeinlich in zahlreichen Völkern, wie die Rebhühner, auf Bergen und Anhöhen aufhält. Er läuft sehr schnell, aber sein Flug ist schwerfällig; denn er hebt sich nur einige Fuß von der Erde, um sich sogleich wieder auf niedrige Bäume niederzusehen. Der ganze Agana ist 22 Zoll, und sein Schnabel, welcher dem des Hühnergeschlechts gleicht, 22 Linien lang; sein Schwanz meist nicht mehr als 3 Zoll 1 Linie, und reicht nicht über die Flügel hinaus, wenn sie der Vogel unausgebreitet auf dem Rücken liegen hat. Seine 5 Zoll hohen Beine sind schuppicht; der Kopf und Oberheil des Halses sind vorne und hinten dicht mit kurzen weichen Pfauensfedern bedeckt; an der Brust aber und dem angränzenden Unterteile des Halses hat er ein 4 Zoll breites Schild der schönsten glänzenden Federn, die in das Grüne, Goldgrüne, Blaue und Violette schattirt sind. Der Ober- und Unterheil des Leibes, Flügel und Schwanz sind schwarz, außer daß die Rückenfeder nach dem Wauche zu ins Feuerrothe, und die Schwanzfedern der Flügel ins helle Aschgrau fallen; seine Füße sind grünlich. Welchen prächtigen Anblick gewährt diese Farbmischung! Seine Nahrung besteht aus wilden Früchten; wenn er aber zahm gemacht ist, nährt er sich von Körnern, besonders türkischen Korn; frist aber auch Fleisch, Brod und Fische.

Das merkwürdigste an ihm ist seine außerordentliche Neigung zu den Menschen, worin er alle Vögel übertrifft. Die Dankbarkeit, Liebe und Treue des Agana gegen seinen Herrn, der ihn erzogen hat, würde manchen undankbaren Menschen beschämen. Er ist sehr leicht zahm zu

machen, dann läuft er ganz frei herum, eilt seinem Herrn entgegen, hüpf um ihn herum, macht ihm tausend Schmeicheleien, und gibt seine Freude besonders durch gewisse innere Töne, die er in seinem Körper hervorbringen kann, zu erkennen. Kann aber der Agana eine Person nicht leiden, so hackt er sie in die Beine, und verjagt und entfemt sie, so weit er kann. An dieser Abneigung dürfen nicht immer Neckereien oder eine Beleidigung Schuld seyn; eine bloß unangenehme Gestalt, oder übler Geruch gewisser Personen, sind im Stande die ein Vogel den größten Widerwillen einzusößen; übrigens geht er gerne zu allen Menschen, und gehorcht der Stimme seines Herrn. Das Streichen und Kraken liebt er sehr, reicht in dieser Rücksicht beständig Kopf und Hals dar, und verlangt wohl auch diese Gefälligkeit zuweilen mit Ungestüm. Er weiß die Stunde, wenn es zu Tische geht, und stellt sich ungerufen ein. Woher aber ist sein Hauptgeschäf, alle Hunde und Katzen aus dem Zimmer zu jagen. In diesem Kriege weiß er sich sehr geschickt und herzhast zu benehmen, daß er, wenn sein Feind auf ihn losfährt, sich in die Höhe hebt, und dann, um ihn zu verwunden, sich auf ihn herabstürzt: der Sieg ist richtig allemal auf seiner Seite. Da er sich der Hoshühner sehr treu annimmt, und sie gegen Raubvögel und andere Thiere sehr herzhast beschützt, so will man behaupten, daß sie bei den Schaafheerden sehr wohl zu gebrauchen seyn würden. In den Straßen von Cajene laufen beständig viele Aganas frei herum; sie gehen auch zur Stadt hinaus, und stellen sich zur bestimmten Stunde bei ihren Herren wieder ein. Sie haben die Gewohnheit, sich unter fremden Personen, die sie noch nie gesehen haben, eine auszuwählen, der sie beständig in und außer der Stadt nachgehen, und sie nie verlassen. Diese Person mag dann ihre Wege verändern, wie sie will, sich verstecken